Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 125/126 (1945)
Heft: 20

Artikel: Ansprache am Tage der Waffenruhe, 9. Mai 1945
Autor: Schmid, K.G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-83665

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

INHALT: Zur Waffenruhe in Europa. — Grosse Kunst, bürgerliche Kunst und Volkskunst — ihr gegenseitiges Verhältnis und ihre Träger. — Das Ferienheim Vitznau. — Elektrisches Grastrocknen in der Schweiz. — Ueber die Frequenz der E. T. H. — Mitteilungen: Glühen und Normalisieren von Behältern aus Kesselblech. Deckenbalken aus vorgespanntem Beton. Tessiner Kleinhäuser. — Nekrologe: Jacob Buchli. Paul Hoffet. — Wettbewerbe: Friedhof-Erweiterung in Aesch (Baselland). Schulhaus und Internat der waadtländischen Landwirtschaftschule in Moudon. — Mitteilungen der Vereine. — Vortragskalender.

Hierzu Tafeln 11 bis 14: Das Ferienheim Vitznau.

Band 125 Der S. I. A. ist für den Inhalt des redaktionellen Teils seiner Vereinsorgane nicht verantwortlich
Nachdruck von Text oder Abbildungen ist nur mit Zustimmung der Redaktion und nur mit genauer Quellenangabe gestattet Nr. 20

Zur Waffenruhe in Europa

Wie einem jeden persönlich, so geziemt es der akademischen Technikerschaft als ganzem Berufstand, sich der Bedeutung dieses Ereignisses bewusst zu werden. Ihren Studierenden gegenüber vom gleichen Bedürfnis geleitet, haben die Behörden der E. T. H. den Tag der Waffenruhe mit einer Feier begangen, an der die Professoren F. Tank, Ch. Clerc, K. G. Schmid und G. Zoppi das Wort ergriffen. Wir danken Präsident Rohn, Rektor Tank und dem Verfasser für die Erlaubnis, eine dieser Reden hier wiedergeben zu dürfen, die nicht nur den heutigen Studierenden, sondern ebensosehr den Ehemaligen, unserer Leserschaft, zur Sammlung und Wegleitung dienen möge!

Ansprache am Tage der Waffenruhe, 9. Mai 1945

Von Prof. Dr. K. G. SCHMID, E. T. H. Zürich

Liebe Studierende!

Wir fühlen es alle, dass wir eine grosse Stunde erleben. Eine Stunde, die über Jahre und Jahrzehnte entschieden hat, über Hunderte von Millionen Menschen und über das Schicksal unseres Kontinentes, dieses Europa, das etwas anderes und mehr ist als die Summe seiner Völker: Herz der neuzeitlichen Kultur bis heute oder gestern, Gefild, auf dem alle geistigen Kämpfe des Menschengeschlechts am unerbittlichsten und gnadenlosesten ausgetragen werden.

Wir fühlen die Grösse der Stunde, aber wir sind nicht fähig, die Gefühle mit einem einzigen Worte zu bezeichnen, die uns bewegten, als wir gestern unser Land unter einem Gespinst von Glockentönen mählich in die milde, friedliche Nacht eintauchen sahen. Die Völker, die diesen Krieg auskämpften, mögen nun die einen von Stolz und Freude, die andern von Scham und Trauer erfüllt sein. Was unser Herz ergriffen hat, ist vor allem Dankbarkeit jenem Oberen gegenüber, das jeder mit seinem Namen nennen darf. Von diesem Innersten wollen und können wir jetzt nicht sprechen. Dann aber, scheint mir, musste in unsern Herzen von allem dem sein, was nun die Todfeinde von gestern hüben und drüben bewegt: Freude und Hoffnung, aber auch Scham und Trauer.

Freude und Hoffnung, wenn wir nämlich den Glauben haben, dass sich in und über dem Kampfe der Völker der Engel der Menschenwürde des Dämons der Menschenverachtung siegreich erwehrt habe. Wir wollen es hoffen und darum bitten, dass die Zukunft diesen unsern Glauben nicht Lügen strafe und dass die Sieger von heute jenem Geiste die Treue halten, in dessen Namen sie zum Kreuzzug gegen den Ungeist der Macht aufriefen, jenem Geiste, dem innerlich jubelnd beizustimmen uns nichts und niemand hindern soll, wenn es der Geist der Humanität und der Freiheit ist.

Scham und Trauer aber auch. Trauer über das entsetzliche Opfer, das die Menschheit hat bringen müssen, über die Millionen von Toten, über die Millionen von Verwundeten, die nie mehr sich ihres Lebens ganz werden freuen können, über die Millionen heimatloser, ganz und gar hoffnungsloser Menschen, unter denen — und das ist vielleicht das Entsetzlichste — sich Millionen von unschuldigen Kindern befinden. Trauer über Europa, das sich selbst zerstören zu müssen scheint. Trauer über diesen Erdteil, der dem Osten und dem Westen das Christentum, die Zivilisation und die Kultur gebracht hat und der nun den Westen und den Osten herbeirufen muss, weil er der Geister und Ungeister nicht allein Herr wird, die aus der Tiefe aufbrachen.

Und Scham. Scham darüber, dass es so weit hat kommen können. Scham, weil wir dessen inne geworden sind, dass unsere Kultur nur brüchiges Eis ist über den Elementen der Tiefe. Scham, weil wir erkennen, dass dem wissenschaftlichen und insbesondere dem technischen Fortschritt wie ein tragischer Schatten sich die Versuchung an die Ferse heftet, ihn gegen die Menschheit zu gebrauchen. Wer von uns hätte während dieses Krieges und angesichts seiner Abscheulichkeiten immer sagen dürfen: «Das wäre bei uns nicht möglich! Daran sind wir andern ganz und gar unschuldig!» Nicht nur das Morden ist Sünde — auch das Zulassenmüssen und Schweigenmüssen ist Anlass zur Scham.

Kein Mensch wird es uns und wird es besonders der Jugend verübeln, wenn sie diese Tage dennoch vornehmlich im Zeichen freudiger Hoffnung begeht. Es gibt genug der ernsthaften und eindrücklichen Gründe für dieses Gefühl. Es ist nicht nur ein Krieg vorüber, dessen Ausgang unsere künftige politische Lage lediglich so oder anders geringfügig verändert hätte. Wir brauchen uns bloss den andern möglichen Ausgang vorzustellen, bloss zu denken, es hätten gestern diejenigen den Waffenstillstand verkündet, die nun verstummt sind, es hätte der Krieg so geendet, wie er 1941 stand: dann wissen wir, dass wir mit der tiefsten Erschütterung nicht nur sagen dürfen: «Der Krieg der andern ist vorüber», sondern: «Wir sind noch einmal davongekommen!»

Alles, was geschehen ist, steht uns noch viel zu nahe, als dass wir schon mit ihm fertig geworden wären. Jeder ernsthaft denkende Mensch in unserem Lande ist sich dessen bewusst, dass er auf die Frage «Was nun?» heute keine bündige Antwort geben kann. Und wenn es uns Aelteren schwer fällt zu erkennen, was unser Teil, die Forderung des Tages und die Aufgabe von morgen ist, uns gegenüber und allen anderen Völkern gegenüber, dann werden Sie, liebe Studierende, wohl auch noch in der Suche und in der Diskussion stehen. Ich hoffe das. Mag sein, dass Ihnen die Fackel der Zuversicht heller leuchtet und dass Sie das Gefühl der Trauer über das Unwiederbringliche weniger bedrückt als uns.

Eine Tatsache dürfen wir vielleicht heute schon festhalten, die wir alle bedenken müssen, mögen unsere Absichten und Wege in der Zukunft noch so verschieden sein. Dass wir an diesem Kriege nicht haben teilnehmen müssen, hat zur Folge, dass wir am Schicksal der kriegführenden Völker auch heute und morgen nicht teilhaben. In diesem Ausgenommensein liegt die Gnade und die Gefahr unseres Landes in dieser Stunde, und ganz besonders auch die Gnade und die Aufgabe unserer Jugend.

Wie eine Insel liegt unser Land unversehrt in der Mitte Europas, umringt von Ländern, die vom Kriege getroffen, ja zerschmettert worden sind. Nur ganz wenige Völker auf der Erde können dies heute von sich sagen, dass sie durch die letzten Jahre personell und materiell kaum irgendwie wesentlich geschwächt worden sind. Das ist eine Gnade des Schicksals. Das gibt unserer Jugend und besonders auch unserer akademischen Jugend einen Vorsprung gegenüber der Jugend fast aller europäischen Völker. (Ich weiss: auch Sie haben etwas Unwiederbringliches verloren: Zeit! Der Militärdienst hat Sie Semester um Semester gekostet. Fragen Sie sich selbst, ob es verlorene Jahre sind.) Sie haben trotz gewissen Erschwerungen Ihren Weg durch Mittel- und Hochschule viel ungestörter gehen können als die Jugend in Frankreich oder England, geschweige in Italien oder Deutschland. Und Sie dürfen von heute an buchstäblich wieder arbeiten wie im Frieden. Sie haben einen Vorsprung an Bildung und Wissen, an materiellen Möglichkeiten und an Gesundheit, dessen wir uns vielleicht nicht recht bewusst sind.

Wir nahmen nicht teil am Kriege und müssen deshalb auch an seinem Elend nicht teilnehmen. Das verpflichtet uns. Wir wollen und wir müssen helfen, und zunächst natürlich mit eben dem, was wir unversehrt besitzen: mit materiellen Mitteln. Das ist der Sinn aller unserer Hilfsaktionen bis zur Schweizer Spende: wir sind zu charitativen Werken ganz einfach verpflichtet. Wir sind zwar am Kriege nicht schuld gewesen, aber wir sind auch an diesem Frieden kaum schuld. Wenn wir davongekommen sind, so sind wir den Toten dieses Krieges viel schuldig und wollen es die Waisen entgelten lassen. Wir müssen aller Jugend helfen. Es ist eine Gnade, dass wir es tun dürfen.

Wir wollen aber, gerade wir als Akademiker, die weniger landläufige Tatsache darüber nicht vergessen: in diesem Verschontsein liegt eine Gefahr. Züge, die unsere Neutralität seit Jahrhunderten unserem Volkscharakter aufgeprägt hat, werden nun nochmals verstärkt. Wir stehen nach diesem Kriege in der grossen Gefahr, uns in all dem bestätigt zu finden, was wir besitzen und was uns besitzt. Mit einem Worte: uns bestätigt zu finden im Besitz. Wir sind und wir fühlen uns im Besitze unendlich vieler Dinge, die in Europa selten geworden sind. Hunderte von Millionen Menschen ringen heute danach — wir besitzen

sie, diese Dinge: Geld, blühende Städte, schaffende Fabriken, Forschungsstätten, reiche Felder. Aber nicht nur das: wir haben in all den Jahren den Frieden besessen. Denn wir haben die Klugheit der Neutralität besessen. Und das Wichtigste und Gefährlichste: wir besitzen ein gutes, ja vorzügliches Gewissen.

Wird uns vor so viel Besitz nicht fast bange — mitten in diesem arm gewordenen Europa? Müssen wir nicht befürchten, dass sich da um uns die Atmosphäre eisigen Alleinseins bilde, die den Wohlgenährten, Wohlgekleideten umgibt, wenn er durch die Elendsviertel wandelt? Dass er Almosen gibt und Traktate verteilt, erlöst ihn noch kaum...

Liebe Studierende, Sie haben viel voraus vor der Jugend der anderen Völker. Diese anderen aber, diese Holländer, Griechen, Belgier, Tschechen, Polen, diese Norweger und Finnen, diese Deutschen aber auch, sie haben in ihrer Not auch sehr viel voraus vor uns. So wie sie selbst in die Frage gestellt wurden, die Frage über Tod und Leben, die sie nur mit dem ganzen Einsatz der Person beantworten konnten, werden sie alles in Frage stellen. Sie werden anfangen, wo wir Epigonen sind. Sie fangen zum Teil wohl im Nichts an, während wir Mühe haben zu erwerben, was wir besitzen. Ist alles erwerbenswert, was uns besitzenswert schien? Nicht das Chaos und die Armut müssen das Gegenteil der Ordnung und des Besitzes sein: vielleicht ist es die Entschiedenheit, der Aufbruch, der grosse Anfang. Vielleicht sind wir in all unserem Besitze arm an etwas, was diese Armen besitzen: an Freiheit des Geistes und des Anfangs.

Und von hier aus gesehen erweist sich die Hilfe, die wir den kriegsversehrten Völkern entgegenbringen wollen, als etwas sehr Schweres. Können wir das überhaupt? Wir müssen uns hüten zu glauben, nur die andern bedürften der Freunde, des Mitgefühles, der dargebotenen Hand. Auch wir bedürfen dieser Hilfe. Sonst bleiben wir unverstehend-unverstanden in der Einsamkeit der Verschontheit zurück.

Das soll unsere Herzen leiten bei allen Aktionen, die heute und morgen angefangen werden, um das Leid zu lindern und die Fäden anzuknüpfen, die zerrissen sind. Da wir nicht teilnahmen, müssen wir unser Teil geben, um wieder teilzuhaben. Nicht der Geist des Almosens, nicht der des Pharisäers darf uns verführen. Indem wir helfen wollen, bitten wir um die Teilnahme am grossen Anfang. So meinen wir es, wenn wir sagen, unser Davongekommensein sei nicht nur eine Gnade, sondern auch eine Aufgabe.

Wir wollen, wir schweizerischen Akademiker, in unverdrossener, bescheidener und unablässiger Arbeit unsere Menschenpflicht tun, um unsertwillen, um Europas willen, um der Menschheit willen. So danken wir. Das Zerstörteste in unserer zerstörten Welt ist die Menschenwürde. Das Bewusstsein ihrer Heiligkeit muss uns begleiten. Sie gilt es wiederherzustellen, mit Ehrfurcht und Liebe. In all dem Besitze, der uns gefährden kann, ist dieser Glaube an die Menschenwürde, den wir nie verlieren mussten, der beste und der schweizerischste Teil. Gelänge es uns nicht, für ihn zu zeugen, mit all unserm Wirken und Sein, wir hätten, obwohl verschont, den Krieg verloren.

Und nun wollen wir an die Arbeit des Tages gehn, um in gemeinsamer Bemühung mit den Völkern Europas, die sie uns hoffentlich nicht versagen werden, den Frieden zu verdienen.

Grosse Kunst, bürgerliche Kunst und Volkskunst — ihr gegenseitiges Verhältnis und ihre Träger

Von PETER MEYER, Zürich (nach einem Vortrag, gehalten in der Antiquarischen Gesellschaft Zürich)

Die Kunstgeschichte befasst sich in erster Linie mit den Werken der Grossen Kunst, das heisst denjenigen, die die Stilentwicklung tragen und stilistische Veränderungen jeweils zuerst erkennen lassen, denn die Empfindlichkeit für das im höchsten Sinn Aktuelle, das Notwendige, das in einer bestimmten historischen Situation gesagt werden muss, macht gerade den grossen Künstler aus. Wer sich aus lokalgeschichtlichen oder anderen Gründen mit Kunstwerken zu befassen hat, die einen bescheideneren Platz einnehmen, misst sie unwillkürlich an diesen führenden Werken, er stellt etwa ihre zeitliche Verspätung fest, ihr Festhalten an Stilformen, die an den Zentren der Kultur bereits der Vergangenheit angehören — in der Schweiz werden an Bürgerhäusern gotische Portale und Fenster noch nach 1700 neu erstellt. Oder man kann nachweisen, dass die aus dem stilistisch fortgeschritteneren Ausland entlehnten Formen oft nicht ganz verstanden und nicht im sinngemässen Zusammenhang verwendet sind — und doch hat man dabei das Bewusstsein, mit dieser an sich richtigen Kritik das Wesentliche dieser bescheideneren Kunstleistungen nicht zu berühren. Denn das stilistische Element, die spezifische Modernität der führenden Leistungen nimmt hier gar nicht einen so wichtigen Platz ein; es ist sinnlos, diesen Werken einen Vorwurf zu machen aus dem Fehlen von Qualitäten, die sie gar nicht, oder doch nur nebenher anstreben.

Das führt zu einem Kreis weitschichtiger Fragen, die einen Einblick in die Struktur des Kunstwerks im Prinzipiellen geben. Insoweit ein Kunstwerk nichts als Kunstwerk ist, ist es ein ausschliesslich ästhetischer Tatbestand, und hat sich seine Betrachtung ausschliesslich mit Fragen seiner Form zu befassen — es wäre ein guter Teil des heutigen Durcheinanders in der Literatur über Kunstangelegenheiten zu vermeiden gewesen, wenn sich alle Beteiligten über diese Grundtatsache im Klaren wären. Aber in den allerseltensten Fällen — vielleicht nie — ist ein Kunstwerk nichts als Kunstwerk. Ungefähr jedes Bauwerk hat auch noch einen praktischen Zweck zu erfüllen und noch die Propaganda für irgend eine Idee gehört zu diesen praktischen und ausserkünstlerischen Zwecken — und auch Gemälde, Gedichte, Theaterstücke haben in der Regel einen bestimmten sachlichen Aussage-Gehalt und eine soziale Wirkungsabsicht, die beide der künstlerischen Leistung zur Grundlage dienen, wie ein bestimmtes Raumprogramm und die Baumaterialien dem Gebäude, und Farbe, Leinwand und Pinsel dem Gemälde. Alle diese Absichten und Mittel, ohne die das einzelne Kunstwerk nicht entstehen würde, haben an sich mit Kunst nichts zu tun, es sind nicht antikünstlerische, aber ausserkünstlerische Interessen, die dann auf künstlerische (oder auch unkünstlerische) Art befriedigt werden, und diese allein enthält das Element des Stils.

Dieses Element kann bei einem Bauwerk also eine sehr verschieden grosse Rolle spielen, die zeitliche und örtliche Nuancierung der Formensprache, in der das praktische Programm verwirklicht wird, kann mit grösserem oder geringerem Nachdruck ausgesprochen werden, sie kann ganz ausdrücklich unterstrichen werden, aber auch auf eine mehr passive, unbewusste Art in die Formgebung einfliessen — ganz fehlen wird sie nie, denn als ungreifbar-diffuser, stimmungsmässiger «Zeitgeschmack» färbt sie auch noch die unscheinbarsten Aeusserungen jeder Zeit, ihr Gerät und ihre bescheidenen Nutzbauten.

Nun bleibt zu fragen, aus welchen Gründen innerhalb des gleichen Zeitabschnitts in verschiedenen Gegenden verschiedene Formenwelten in Uebung sind — nicht nur auf dem Gebiet des gewöhnlichen Lebens-Inventars, der Kleidung, der Gerätschaften, Möbel usw. Die ausserkünstlerischen Zwecke, denen diese Gegenstände dienen, sind im grossen ganzen überall die gleichen, und doch wird die gleiche Aufgabe überall wieder in etwas andern Formen erfüllt, und jede Gegend hält mit Zähigkeit an diesen irrationalen Unterschieden fest. Das wird noch deutlicher auf dem den bildenden Künsten benachbarten Gebiet der Sprache. Jedes Volk spricht seine besondere Sprache, und innerhalb jedes Volkes haben wieder die einzelnen Provinzen, ja in so hoch differenzierten Gebieten wie der Schweiz hat jede Talschaft, jede Stadt und innerhalb der Städte wieder jede soziale Gruppe ihren eigenen Dialekt oder wieder eine eigene Nuance des Dialektes. Dabei wird im Ganzen überall das Gleiche gesagt, die Interessen drehen sich immer um die Angelegenheiten der Familie, der Landwirtschaft, des Gewerbes — die Verschiedenheit der sprachlichen Nuancierung kommt jedenfalls nicht von den Inhalten her, und mit dem Hinweis auf die «Tradition» schiebt man die Frage nur in die historischen Kulissen, ohne sie zu lösen, denn selbst wo irgendwelche historische Gründe für Verschiedenheiten des sprachlichen oder sichtbaren Forminventars vorliegen, etwa die verschiedenartige Herkunft einzelner Bevölkerungselemente, bleibt die Frage offen, warum diese an ihren Verschiedenheiten festhalten. Letzten Endes gibt es dafür keine anderen Gründe als das fundamentale Bedürfnis nach Unterscheidung. «So spricht man eben bei uns — und das trägt man bei uns eben so — und bei euch ist es anders.» Die kleinen Nuancen in der Formulierung des Lebensinventars haben gerade diese Aufgabe, auch da einen Unterschied auszusprechen, wo es von Seiten der Zwecke keine Unterschiede gäbe. Durch die Unterschiede der Sprache, der Tracht, der Ornamentierung der Geräte bestätigen sich die einzelnen sozialen Gruppen nach innen ihre Zusammengehörigkeit, zugleich grenzen sie sich damit nach aussen von den Nicht-Dazugehörigen ab. Das ist am deutlichsten auf dem Gebiet der militärischen Uniformen, aber diese sind nur die extreme Stilisierung dessen, was allgemein gilt, und wenn die Trachten der verschiedenen Gesellschaftschichten heute auch nicht mehr durch amtliche Kleidermandate vorgeschrieben werden, wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, so sind gesellschaftliche